

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 134 (1993)

Artikel: Lieber Herr Professor Doktor Jakob Wyrsch
Autor: Odermatt, Regula
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1033741>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Lieber Herr Professor Doktor Jakob Wyrsh

Seit Ihrer Geburt sind es hundert Jahre vergangen, das ist eine lange Zeit. Sogar die 12 Jahre seit Ihrem Tod erscheinen mir lange. Heute wird so schnell vergessen. Öfters als früher gehe ich zu Beerdigungen – auch das eine Folge des Älterwerdens. Es ist mir dann, als lebe hier das alte Stans weiter, als rücke es zu dem zusammen, was es früher war. Hier sehe ich viele Gesichter, die mir von Kindheit auf vertraut, aber im Dorf und auch in meinem Bewusstsein nicht mehr präsent sind, weil der alles dominierende Verkehr und die Hektik sie aus dem öffentlichen Raum, von Strassen und Plätzen verdrängt haben. Das ist wohl die Generation, die sich an Sie erinnert, vielleicht nicht einmal so sehr an Sie als Mensch und als Persönlich-

keit, sondern eher noch an Äusserlichkeiten, an Details, etwa an Ihre buschigen Brauen, an Ihren Blick über die bis zur Nasenspitze heruntergerutschten Brille – so wie sich mir zum Beispiel Toni Flüeler nur als Gestalt unauslöschlich eingepägt hat: hager, mit grossen, seltsam brennenden Augen. Sie waren kaum in Wirtschaften anzutreffen, waren nicht vertraulich greifbar im Dorf, nicht einfach duzbar. Ja schon, Sie waren einer der gütigsten Menschen, die ich je kennengelernt habe; Meinungsverschiedenheiten oder gar Streit waren Ihnen zutiefst zuwider, und wenn die Diskussionen schärfer und lauter wurden, hoben Sie abwehrend, fast beschwörend die Hände und plädierten fürs Überschlafen. Ihre Neugier für das

Leben und das Lebendige liess sie offen sein für alles, vor allem für das Menschliche und Allzu-Menschliche, Sie erzählten viel, und doch war da auch, so habe ich es wenigstens empfunden, immer eine gewisse Distanz, die ich nicht erklären kann, und das hatte nicht einfach mit dem Altersunterschied zu tun, nicht nur mit meinem Respekt Ihnen gegenüber.

Ihre engeren, langjährigen Freunde werden sich kompetenter über Sie äussern als ich, über Ihre Karriere, Ihre Leistungen, Ihr profundes, kulturgeschichtliches Wissen, Ihre Eigenheiten. Ich habe Sie erst in vorgerücktem Alter näher kennengelernt, in der Kantonsbibliothek, im Vorstand des Historischen Vereins, wo wir, falls wir zum Nachtessen zusammenblieben, stets Ihnen zu Ehren Flädliuppe assen, denn Sie mochten nichts so gerne wie Flädliuppe. Sie waren damals schon ziemlich schwerhörig, darum blieb unsere Kommunikation ein wenig eingleisig: weil ich Sie nicht anschreien mochte, hörte ich zu. Sie hatten sich zwar einmal einen Hörapparat angeschafft, aber im Gegensatz zu Ihrem Freund Hans von Matt, dem Ordentlichen, kamen sie damit nicht zurecht, Sie vergassen ihn, bedienten ihn falsch, pflegten ihn nicht, auf jeden Fall, das Ding versagte kläglich. Alltagskram, Kleider etwa, hatten keine Bedeutung für Sie, und ich vermute, dass Sie ausser Lokomotiven – den Bahnen gehörte nämlich Ihre grosse Liebe – keine Apparate mochten, auf jeden Fall weigerten Sie sich, einen Rasierapparat anzuschaffen, obwohl Hans von Matt Sie mehrmals dazu drängte. Ich erinnere mich, wie Sie einmal am Samstagmorgen die Bibliothek besuchten – Sie kamen meistens am Samstagmorgen schnell vorbei, es gibt sie übrigens vereinzelt heute noch, die besonderen Samstag-

morgengäste, die nicht unbedingt ein Buch ausleihen wollen, aber es wird sie wohl nur so lange noch geben, wie die gute, alte, enge Bibliothek existiert – und ich erschrak ein wenig, als ich Sie sah: die eine Gesichtshälfte voll verkrustetem Blut zwischen grauen Bartstoppeln, die andere weiss von eingetrocknetem Rasierschaum. Wir unterhielten uns über alles mögliche, und ich achtete nicht mehr auf das Blut und den Schaum. Als Sie weg waren, erschien Hans von Matt, lamentierend, ob der Jakob hier gewesen sei, warum ich nicht eingegriffen hätte. Und dann erfuhr ich, dass Sie eigentlich Chirurg werden wollten, aber das Messer nicht ertrugen, den Schnitt, das Blut, und dass Sie sich daher der Psychiatrie zugewandt hätten. Rasiert haben Sie sich jedoch stets und hartnäckig mit dem Messer, aus Angst und Abneigung vielleicht nicht allzu häufig. An diesem Samstagmorgen hatten Sie das Unternehmen gewagt, sich geschnitten, die Prozedur unterbrochen, sich anderem zugewandt.

Ihr Geist war nämlich dauernd in Bewegung, wach, eine kleine Mitteilung in einer Zeitung konnte Sie faszinieren, Erinnerungsschübe auslösen. Einmal eilten Sie herbei, um mir einen Zeitungsbericht über eine Operninszenierung vorzulesen. Es handelte sich um die gleiche Oper, die Sie als sechzehnjähriger Gymnasiast miterlebt hatten, in einer Freilichtaufführung, in der Tribschen. Ich sah den Abend, die Ambiance, die Sänger, die Auftritte, doch das genügte Ihnen nicht, Sie verschwanden im Vorraum, rissen dann die Türe auf, sprangen hinein – leichtfüssig, beschwingt sollte es sein – wie der Heldentenor auf die Bühne, mit der so typischen Geste, bei der die Hand gleichsam den Ton, die Kraft und den Atem aus der

Brust zieht und ausströmen lässt, nur Ihre Stimme war alt und brüchig. Das mochte ich so gerne an Ihnen, Sie deklamierten und sangen, wenn Sie es für richtig fanden, auch hie und da bei Ihren kulturgeschichtlichen Vorträgen. Sie waren stets sich selber, es wäre sogar falsch zu sagen, Sie hätten den Mut gehabt, sich selber zu sein, Sie waren es einfach, mochte es auch vereinzelt Leute geben, die darüber nachsichtig lächelten. Es war dann tiefe Nacht, als Sie von der Operaufführung nach Hause marschierten – ja, zu Fuss – das letzte Schiff war längst abgefahren und Nidwalden ennet dem Lopper mit keinem andern öffentlichen Verkehrsmittel erreichbar. Irgendwo holte Sie ein anderer nächtlicher Wanderer ein, ein Bauer aus Ennetmoos, aus Rohren oder noch weiter gegen St. Jakob. Zusammen war es besser. Im Stansstaderried dann habe der Bauer überlegt, ob er den kürzeren Weg übers Rotzloch nehmen sollte, aber dann, mit einem Blick auf den Jungendlichen, die Nacht und das Ried, habe er am Kopf gekratzt, gemeint, vielleicht sei es nicht angebracht, um diese Stunde durch die Schlucht zu steigen, nicht so geheuer oder so, er mache gescheiter den Umweg über den Allweg. Und er sei bis ins Stanser Dorf hineingekommen, bis zum Gartentor der Tottikon.

Im Spätsommer, wenn das Obst reift, denke ich oft an Sie: Sie tragen in meiner Erinnerung einen blauen Leinenkittel, Espadrilles, einen Strohhut. Sie bringen in einem geflochtenen Strohkörbchen Birnen – an der Grenze zwischen reif und überreif – und Sie sind, so würde man heute sagen, fast ein wenig gestresst. In den Läden, so sagen Sie, gäbe es kein richtig reifes Obst. Die Birnen seien für mich, aber das Körbchen müssten Sie möglichst

schnell wieder haben, früher, da hätte es viele solcher Körbchen gegeben, Erdbeeren seien darin feilgeboten worden, aber jetzt gäbe es keine mehr, den Dr. Balbis hätten Sie schon Birnen gebracht, dem Gusti Zelger auch, aber nach mir... Ja, ich kannte die Reihenfolge der Birnenbezüger vor und nach mir, ich bedankte mich, lobte die Früchte, versprach, das Körbchen baldmöglichst zurückzubringen. Wenn Sie draussen waren, aber erst dann, füllte ich die Birnen sorgfältig in einen Plastiksack und stellte das Körbchen nach Arbeitschluss leise vor Ihre Haustüre.

Manchmal kamen Sie in Begleitung, sassen mit Ihrem Partner oder Ihrer Partnerin lange über Büchern, betrieben angeregt und hingebungsvoll Nachforschungen über irgendein Gebiet, jubelten auf, wenn Sie etwas Interessantes fanden, diskutierten, fabulierten, so dass ich jeweils annahm, es handle sich um Familienforscher, Historiker, Berufskollegen, und öfters habe ich erst später und nur durch Zufall gemerkt, dass es Patienten oder ehemalige Patienten aus einer psychiatrischen Klinik waren. Arzt und Patient, diese Polarisierung schien für Sie nicht zu bestehen. Der Mensch war für Sie wichtig, das Menschsein in all seinen Schattierungen, nicht nur die Norm, sondern vor allem das, was von dieser Norm abweicht, sich einen Deut um sie kümmert, was an dieser Norm leidet und zerbricht, was sich am Rande bewegt und sich eigene Freiheiten und Welten schaffen muss. Einmal schrieben Sie «wenn wir... an gewisse Erscheinungen bei unsern Kranken denken, so erreichen sie in ihrer absonderlichen Art gelegentlich den höchsten Grad der Vollendung, wie auch ein Kunstwerk, das den Schmerz und das Leid und sogar die Hässlichkeit darstellt, ihn erreichen

kann». Sie haben «Don Quijote» geliebt, den Ritter von der traurigen Gestalt, der sich in den Augen der Öffentlichkeit lächerlich macht und doch seine Würde bewahrt – «Don Quijote», eine der grossen Gestalten der Weltliteratur, zur gleichen Zeit geschaffen wie «Hamlet», der Held, der hinterfragen, erkennen muss, der an sich zweifelt und nicht handelt. Sie haben Ähnlichkeiten bei beiden entdeckt «ein Abgekehrtheit von den Forderungen des Alltags, von der «Realität», und Einkehr in sich selbst... Ihr Widerspart sind jene Leute, die mit den Verhältnissen des wirklichen Lebens rechnen, die sich Ziele und Aufgaben setzen, die erreicht werden können, und die darum zur Lösung dieser Aufgaben auch Anhänger und Helfer finden. «Don Quijote» und «Hamlet» aber haben ein Ziel, das sich nur durch Zertrümmerung und Neuordnung der tatsächlichen Lebensumstände, in denen sie wirken sollen, erreichen lässt». Doch Sie haben nicht einfach Figuren der Literatur, Gestalten auf dem Papier geliebt, sondern ebenso sehr die lebendigen Menschen, und Sie sind Don Quijote in allen möglichen Variationen immer wieder begegnet, Sie haben den «Faden-Kari» als Vorlage für Ihren Roman «Cosmas Damian» genommen, Sie haben über den «Züri-Fritz» geschrieben, den «Von-Matt-Sohn». Seither, Herr Professor Wyrsh, ist die Welt ärmer geworden, «Don Quijotes» haben kaum mehr Platz in der heutigen Gesellschaft, Menschen wie «Züri-Fritz» und «Faden-Kari» werden abgedrängt, und niemand fragt wohin, und die Gen-Technologie wird es endgültig zementieren: was nicht der Norm der Leistungsgesellschaft entspricht, wird nicht mehr zustandekommen oder rechtzeitig eliminiert. Es wird keine

echten Abenteuer mehr geben, nur noch Fiktion, doch Ihre Zunft, die Psychiatrie, wird paradoxerweise nicht überflüssig sein, im Gegenteil.

Einmal, ich erinnere mich, haben Sie mir eine vergilbte, nicht sehr scharfe Foto gezeigt: eine herrschaftliche Tafel mit illustren Gästen, und hinter dem Gast in der Mitte, einem gekrönten Haupt, wie Sie mir erklärten, stand der Oberkellner, mager, diskret, ernst, bescheiden und zugleich würdevoll. Er schien auf eine unauffällige Art zu dominieren, und das hatte nichts damit zu tun, dass er als einziger aufrecht stand. Sie erzählten die Geschichte: ein Patient der psychiatrischen Klinik Waldau wusste, dass er der beste Kellner der Welt war, und dieses Wissen war sehr gross, sehr quälend, und so beschlossen Sie als Direktor, den Versuch zu wagen. Nicht, dass Sie ihn in irgendein Restaurant oder gar eine gewöhnliche Beiz zum Servieren geschickt hätten, das hätte die Würde des besten Kellners der Welt verletzt. Nein, Sie fragten in einem Nobelhotel in Bern, ob Ihr Patient bei einem offiziellen Staatsempfang als Obermitarbeiten könne, und – vielleicht lag es an Ihren Beziehungen, an Ihrer Autorität, vielleicht war die Zeit einfach anders als heute – die Leitung des vornehmen Hauses erklärte sich einverstanden. Es erwies sich, dass der unheilbar Kranke ein absolutes Genie in seinem Fach war. Er kehrte dann gerne in die Waldau zurück, die Arbeit und die Konzentration hatte ihn erschöpft, aber für alle wichtigen Staatsempfänge und Galadinner liess das Nobelhotel eines ihrer grossen, teuren Autos bei der Waldau vorfahren, um den Ober abzuholen, bis er eines Tages nicht mehr wollte und sich dann still zum Sterben hinlegte.

Ihre Vorträge, ja selbst Ihre schriftlichen Arbeiten unterschieden sich nicht wesentlich von der Art Ihres mündlichen Erzählens, auch nicht in Sprachduktus und Satzstellung, und es widerstrebte Ihnen, einmal Geschriebenes zu überarbeiten. Selbst bei wissenschaftlichen Abhandlungen blieb Ihre Sprache ganz nahe beim Lebendigen, bewahrte – bei aller Präzision – eine grosse poetische Dichte. Das fällt auf, heute, im deutschen Raum, wo Wissenschaftlichkeit oft gleichgesetzt wird mit einem Überfrachten des Textes mit Fremdwörtern und mit mühsamer Lesbarkeit. Sie näherten sich dem Thema, dem Menschen, indem Sie Fragen in den Raum stellten und sie zu beantworten suchten. Häufig, wenn man eigentlich meint, eine Aussage sei abgeschlossen, kommt – wie ein Schnörkel – überraschend ein Zusatz, der alles vertieft, oder relativiert, oder neue Perspektiven eröffnet. Sie mochten nicht direkt auf ein Ziel zugehen, sie begannen scheinbar irgendwo, schweiften ab, schienen den Hauptstrang vergessen zu haben, tasteten sich wieder heran. Aber es war nicht einfach ungehemmte Fabulierlust. In Ihrer grossartigen Biographie über Robert Durrer schreiben Sie auf Seite 40 (!) «Endlich kommen wir also zu Robert Durrer selbst. Nach langen Umschweifen und Umwegen wird mancher Leser finden, aber eigentlich ging es geradewegs. Er war mehr als nur ein Geschöpf von Zeit und Raum, in die er hineingestellt war, aber ihn vom Standort und Herkunft loszulösen, hiesse ihm Gewalt antun und seine Gestalt verkrüppeln». Als «Gestalt verkrüppeln», um das ging es. Bei Turgenjew heisst es irgendwo von einem so ungefähr, er habe keinen Vater, keine Mutter, keine Verwandten, er sei auch nicht aus der Ge-

gend, er sei also ein Nichts. Individualität reicht nicht aus, um zu existieren, oder anders gesagt, Individualität kann eigentlich nur entstehen und sich entwickeln, wenn sie verwoben ist mit all dem, was einem umgibt und umgab seit Generationen. Deshalb mussten Sie ausholen, um das Netz auszulegen, die Fäden zu spinnen, damit eine Person an Profil gewinnen konnte, damit ihre Individualität begreifbar wurde. Das hat mit einem ausgesprochenen Geschichtsbewusstsein zu tun, mit etwas Archaischem: mit Überschaubarkeit, mit intakten Gesellschaftsstrukturen, eigenständigen Kulturformen, mit Landschaft und Heimat. Das ist altmodisch und auch bei uns vorbei; die heutigen Jungen und schon nicht mehr ganz Jungen melden sich am Telefon nur noch mit dem Vornamen, das hat zu genügen, und wenn die Kinder Freunde und Freundinnen nach Hause bringen, hat ebenfalls der Vorname auszureichen. Wenn man als Eltern nach dem Familiennamen des Gastes fragt, nach dem Wohnort oder gar nach dem Beruf des Vaters, so stösst man nicht nur auf Unverständnis, sondern auch auf lautstarken Protest. Nur auf dem Land, auf den Alpen etwa, begegnet man noch der Frage, «Was bisch dui fir eine, fir eini», nicht «wie heissisch», und es ist gut und schon vieles klar und Nähe geschaffen, wenn man Herkunft und Umfeld in einer verkürzten Formel darbieten und zum Beispiel sagen kann «ich bi s'Sattlers Felixe Beat».

Im Frühling lasen Sie mir immer 2–3 Sonette Michelangelos auf Italienisch vor, jene, die vom Neubeginn, von der Liebe handeln, nicht vom Tod. Ich verstand jeweils nicht sehr viel, aber der Frühling drang erst so richtig in mein Bewusstsein durch und mit diesen Gedichten. Ich erin-

ner mich – es muss 1979 gewesen sein –, da kamen Sie ganz aufgeregt, ob Sie das letzte Jahr das Büchlein in der Bibliothek liegen gelassen hätten, Sie fänden es nicht mehr. Ich wusste, dass es nicht da war, es hätte mir ja hundertmal in die Hände fallen müssen, aber Sie waren so beunruhigt, Sie bohrten fast flehend, gequält, und ich begann zu suchen, immer sturer, so, als gäbe es keinen Frühling mehr ohne Michelangelos Sonnette, als hinge es von mir ab, das Schicksal umzustimmen. Und ich nahm mir vor, Ihnen im nächsten Jahr eine antiquarische Ausgabe zu schenken und schämte mich gleichzeitig, weil ich auf eine so billige Weise existenzielle Fragen zu umgehen oder zu verdrängen suchte. Es kam mir fast wie ein Verrat vor an etwas Wichtigem, ich hoffte aber, Sie würden die Geste verstehen. Ich habe das Buch nie gekauft. Es war Winter, als Sie das letztmal die Bibliothek aufsuchten. Sie verlangten den Aufsatz von Robert Durrer über den Grabfund der hl. Thaïs. Wir fanden ihn in keiner Bibliographie verzeichnet, wir stöberten herum, im Keller, im Rathaus, beide nicht ohne Mühe, Sie wegen Ihres Alters, ich, weil ich ein Kind erwartete. Und während wir suchten, erzählten Sie mir die Geschichte der Sünderin Thaïs aus dem frühchristlichen Ägypten. Eigentlich merkwürdig – oder bezeichnend –, wie Ihre Generation eine Vorliebe für hl. Sünderinnen hatte, auch Hans von Matt gestaltete immer wieder fasziniert die hl. Magdalena, und Sie mochten mit fast spitzbübischem Vergnügen auch bei den Heiligen die allzumenschlichen Aspekte und Details. Der Name Einsiedeln, zum Beispiel, rief bei Ihnen nicht nur Assoziationen wie Marienwallfahrt, Barockanlage, Welttheater wach, sondern Sie erwähnten unweiger-

lich auch die Gangulfskapelle und erzählten genüsslich die Legende dieses hl. Ritters, in der ein Ehebrecher sich mit einem gewaltigen, über Hunderte von Kilometern hörbaren Furz verrät. Die hl. Thaïs nun soll, nach Ihren Angaben wenigstens, vor ihrer Bekehrung Wüstenmönche verführt haben, möglicherweise war sie es, die den hl. Antonius Eremita so arg bedrängte. Vielleicht war sie eine der letzten Hetären der ausgehenden hellenistischen Kultur, eine jener gebildeten, freien Frauen mit hohem Sozialprestige, die dann von der patriarchalen, sinnenfeindlichen Kirche erfolgreich dämonisiert wurden. Wir sprachen vermutlich nicht darüber, und schliesslich fanden wir den Aufsatz in einer frühen Nummer der Rundschau. Wir waren beide zufrieden. Ende Januar 1980 kam die Nachricht von Ihrem Tod, und Sie wurden am 2. Februar, an Lichtmess begraben, ein Datum, das für Sie und viele alte Stanser immer von symbolhafter Bedeutung war, weil die Sonne erstmals wieder ganztags auf den Dorfplatz scheint. «D'Sunne mag wieder ubers Horn», das war für Sie immer wie eine Botschaft, die Hoffnung auf Neubeginn und bessere Zeiten einschloss.

Regula Odermatt

Im Buch von Jakob Wyrsh sind 32 Unterwaldner abgebildet und so mancher mit humorvoller Kenntnis beschrieben. Seine Gedanken zum Hin- und Her zwischen Ob- und Nidwalden oder sein neugieriges Verhältnis zu besonderen Charakteren, macht das Buch zu einem unterhaltlichen und wertvollen Erlebnis. Jakob Wyrsh, Mühli-Gust oder der Enkel der Tribunen, Verlag Josef von Matt.



Pilatus von Fürigen aus.